

Gordian Arneth

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt im Senegal

vom 25. September 2001 bis 16. Januar 2002

Probleme und Chancen von Entwicklungsprojekten im Senegal

Von Gordian Arneth

Senegal, vom 25.09.2001 bis 16.01.2002
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

1. Zur Person	40
2. Einleitung	40
3. Mont Rolland kommt nicht ins Rollen	41
4. Schiffbruch in Diourbel	47
5. Rosa und Andrea	49
6. ENDA – Sinnvolle Entwicklungsarbeit der ersten Stunde	51
7. Lindenstraße auf senegalesisch	53
8. Praktikant bei RTS	58
9. Dickes Ende	60

1. Zur Person

Gordian Arneth, geb. 1976 in Bad Homburg. Nach Abitur und Zivildienst Laienschauspieler am Schauspielhaus in Frankfurt. Pädagogik- und Lehramtstudium in Frankfurt am Main und Lausanne. Während des Studiums Kabelhelfer beim Hessischen Rundfunk, dann Hörfunk-Praktikant. Volontariat bei Saar TV in Saarbrücken. Seit 2001 freier Autor bei Wellenreiter-TV in Köln, Fortsetzung des Pädagogikstudiums.

2. Einleitung

- „In den Senegal? Aha...ja, Afrika...klar! Wo liegt das denn genau?“
- „Das westlichste Land Afrikas.“
- „Ah ja!“
- „Dort, wo die Wüste langsam wieder grün wird...unter Mauretanien.“
- „Klar!“

In der Regel wussten nur Geographiekommilitonen sofort Bescheid, als ich ihnen von meinen Plänen berichtete. Afrika, das ist für die meisten Studenten immer noch mehr ein Land als ein Kontinent – da unten, wo nichts läuft.

Da ich durch günstige Umstände das Glück hatte, ein halbes Jahr vor meiner eigentlichen Reise eine Woche lang in den Senegal „hineinschnuppern“ zu dürfen, wusste ich recht genau was mich erwartete.

Nach der Ankunft schluckt dich Dakar, 2,5 Millionen Metropole, Hauptstadt des Senegal und das „Tor zu Schwarzafrika“. In unseren Breitengraden eher nur bekannt als Zielort der berühmt berüchtigten Rallye Paris-Dakar, ist Dakar neben Lagos und Abidjan die wichtigste Metropole Westafrikas und für den Senegal unbestrittenes politisches, ökonomisches und kulturelles Zentrum. Wie es sich für eine zentralistisch geführte Präsidentialrepublik ganz nach französischem Vorbild gehört. Kein Wunder, bis 1960 war der Senegal französische Kolonie. Und davon ist heute noch viel zu spüren.

Der 9,5 Millionen Staat, bevölkert zu 93 Prozent von Moslems, gilt als recht stabile Demokratie, die seit Erlangung der Unabhängigkeit, bis auf den Casamance-Konflikt im Süden des Landes, auf friedliche Jahrzehnte zurückblickt. Jahrzehnte, in denen das Land die Möglichkeit hatte, Demokratie zu leben und zu lernen. Bewiesen vor zwei Jahren, als relativ friedlich Präsident Diouf nach 15 Jahren im Amt vom Oppositionspolitiker Abdoulaye Wade abgelöst wurde.

Dennoch: Dies und ein Pro-Kopf-Einkommen von 500 € im Jahr können nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich der Entwicklungsstand des Landes

nicht sonderlich von dem anderer Staaten südlich der Sahara unterscheidet. Weiterhin eines der größten Probleme: 65 Prozent der Bevölkerung, von der 55 Prozent der Menschen unter 20 Jahre alt sind, können nicht lesen und schreiben. Die Einschulungsquote liegt bei 60 Prozent.

Während meiner Reise recherchierte ich die Geschichte, die gegenwärtige Situation und die zukünftigen Chancen von Entwicklungsprojekten. Und dafür hat der Senegal mit seinen zurückliegenden, stabilen Jahren günstige Voraussetzungen, um ein unverfälschtes Bild der Veränderungen, die sich innerhalb der Entwicklungszusammenarbeit in den letzten Jahrzehnten ereignet haben, wiederzugeben.

Da ich bereits während meiner ersten Reise engen Kontakt zu einer Dakarer Familie fand, hatte ich das Glück, meine Zeit in Dakar bei dieser Gastfamilie verbringen zu dürfen. Enge Freundschaften habe ich in dieser Zeit mit Etienne und Doumbia geschlossen, die mir den Senegal als Gleichaltrige aus der Perspektive junger Erwachsener näherbrachten und mir einen ungemein engen Kontakt zur Bevölkerung ermöglichten. Danke!

3. Mont Rolland kommt nicht ins Rollen

„Noch ne Runde?“ frage ich Etienne. Er lacht: „O.K., warum nicht“. Doumbia bleibt. Heute hat er die Aufgabe, Tee zu kochen. Er brüht die zweite Kanne auf. Wir verlassen unser schattiges Plätzchen vor unserem Haus und gehen bei sengender Hitze in Richtung Supermarkt. Wie eine Oase kommt das Gebäude uns entgegen. Im Innern dann die Erlösung: Klimaanlage! Wir schlendern durch die Reihen, kaufen wollen wir nichts. Etienne schon mal gar nicht, der hat sowieso keinen Centime in der Tasche. Nach zehn Minuten reicht's uns, wir gehen raus und – mir wird schwarz vor den Augen. „Und jetzt noch einen Aufguss!“ scherze ich. Den Witz versteht Etienne nicht. Er kennt keine Sauna. Wieso auch, er lebt ja andauernd in einer.

Wieder zurück, machen wir mit dem weiter, was senegalesische Jugendliche am liebsten tun: Tee trinken und...abhängen. Und Etienne und Doumbia besonders. Sie sind nämlich arbeitslos, wie über 70 Prozent der jungen Senegalesen. Die beiden sind wie alle Anfang 20-Jährigen: Jung, energiegeladene, voller Pläne und Träume. Obwohl die beiden mehr träumen als planen. Das entspricht im Senegal mehr der Realität.

Etienne kommt aus Mont Rolland, einem kleinen Dorf, zwei Stunden von Dakar entfernt. Aufgewachsen ist er aber in Dakar bei seinem Onkel. Nichts Ungewöhnliches. Die afrikanische Familie ist groß. Aus Armut und wegen fehlender Ausbildungsmöglichkeiten ziehen viele Kinder und Jugendliche in die Stadt.

So kommt es, dass Etienne in seiner Familie neunzehn Schwestern und Brüder hat. Und alle wohnen unter einem Dach. Sein Studium hat Etienne abgebrochen. Abbrechen müssen trifft's genauer.

Mehr als die Hälfte der Studienanfänger beenden ihr Studium nicht. Die Situation zu Hause, die fehlenden finanziellen Mittel und die Studienbedingungen an der Universität lassen sie scheitern. „Mit Abschluss sähe es nicht viel besser aus, da würde ich jetzt auch mit Dir hier sitzen!“

Mit Etienne und Doumbia sitze ich heute schon wieder stundenlang an diesem schattigen Plätzchen, wo ein wenig Wind geht, und wir starren vor uns auf das Geschehen der Straßenkreuzung. Diese Kreuzung hat sich während meines Aufenthalts in Dakar förmlich in mein Hirn eingebrannt. All zu oft habe ich mit meinen beiden Freunden hier gegessen, diskutiert, geträumt.

„Nach Europa!“ das ist Doumbias größter Traum, und den träumt er nicht allein: Fast jeder junge Senegalese will weg. Geld verdienen in Europa, den Familienclan finanziell unterstützen, „der Hölle entfliehen“...und dann nach ein paar Jahren wieder nach Hause kommen, mit einem „Benz“.

Viele machen es ihnen vor: Die Senegalesen gelten in Westafrika als das „reisefreudigste“ Volk. Überall trifft man sie an. In Frankreich erwartungsgemäß am häufigsten. Dann stehen Spanien und Italien hoch im Kurs. Und aus Europa sickern natürlich nur die Erfolgsgestorys in den Senegal.

Während meiner Heimreise treffe ich sie in Paris. Ich spreche den Afrikaner einfach an, der unter dem Eiffelturm die gleichen Plastikuhren verkauft, die dir auch in Dakar vor der roten Ampel ins Auto gereicht werden. Natürlich ist er Senegalese. Nur fröstelt er, dick eingepackt, bei fünf Grad minus und – ist allein. Die so wichtige Familienbande fehlt ihm, er verdient nur wenig. Für ihn bleibt schon mal gar nichts übrig. Die Lieben zu Hause wollen ja regelmäßig Erfolgsschecks sehen. Heim möchte er, so schnell es geht. Doch er traut sich nicht. 2003 vielleicht.

Etienne träumt einen anderen Traum. Er liebt sein Dorf. An die Jahre dort erinnert er sich gern. „Die Stadt macht dich kaputt. Jeden Tag zeigt sie dir, was du nicht hast: Dicke Autos, schöne, reiche Frauen. Auf dem Dorf bist du ausgeglichener, zwar noch ärmer, aber ruhiger.“

Für sein Dorf möchte Etienne einmal einen Fernsehraum bauen. In Mont Rolland gibt es keinen Strom, und die meisten haben noch nie ferngesehen. „Einmal hat der Pfarrer ein Gerät gehabt, aber das Bild war winzig klein, schwarz-weiß und der Ton ging nicht.“

Am nächsten Tag sind wir drei unterwegs nach Mont Rolland, um einige Tage bei Etiennes Mutter zu verbringen. Die Bewohner von Mont Rolland leben, wie 60 Prozent der senegalesischen Bevölkerung, von der Landwirtschaft. Frei herumlaufende Schweine deuten darauf hin, dass das Dorf überwiegend von Christen bewohnt wird.

Mont Rolland ist eine 1.500 Seelen Gemeinde. Nur einmal im Jahr zählt das Dorf fast doppelt soviele Einwohner. Am 11. August ist Dorffest, und alle Jugendlichen, die das Dorf verlassen haben, entweder in der Stadt wohnen oder anderswo ihr Glück versuchen, kommen für ein paar Tage zurück.

In Mont Rolland leben fast ausschließlich Alte, einige Junge, die sich als Bauern durchkämpfen und Kinder. Und von denen eine Menge. Denn Kinderkriegen hat hier immer noch nichts mit Familienplanung zu tun. Kinder kommen, Inshalah, direkt von oben, so wahr Gott will.

Im Nachbardorf Fandène sieht es anders aus. Verschiedene erfolgreiche Entwicklungshilfeprojekte ermutigen die Jugendlichen dazubleiben, in ihr Dorf zu investieren und nicht wie Etienne und Doumbia in die Stadt abzuwandern. Als Gemeinschaft bauen sie zusammen an ihrer Zukunft.

Mont Rolland hingegen gilt für die Bewohner als „Friedhof der Entwicklungsprojekte“. Ich spreche mit dem Dorfpfarrer und mit Bauern. Alle berichten sie von der Vielzahl gescheiterter Projekte. Neben den klassischen Fehlern früherer Entwicklungshilfe, wie das Vorsetzen verschiedener Projekte, ohne die Bevölkerung daran teilhaben zu lassen und die Bedingungen des Umfeldes hinreichend zu beachten, spielten sich die Dorfbewohner auch selber aus:

Aus dem Dorf stammende, für ein Projekt engagierte Mitarbeiter überzeugten ihr Dorf für ein im vorhinein schon klar ersichtlich sinnloses Projekt, nur um sich die Bezahlung nicht entgehen zu lassen. Andere rissen die Projektleitung eines extern geleiteten Projektes vor Ort an sich und veruntreuten die Gelder. Die Herren leben jetzt in Dakar.

Für mich ist neu, dass das Problem der Korruption auch vor einer recht „intimen Mikrogesellschaft“, wie der eines kleinen Dorfes, nicht zurückschreckt. „Warum?“, frage ich Robert, einen ehemaligen „Chef du village“ („Dorfchef“). „In Mont Rolland gibt es keine Einigkeit. Die Bauern bilden keine Gemeinschaft, sind untereinander zerstritten. Jeder hat seine eigene Vorstellung, welche Gründe für die Misere verantwortlich sind und was dagegen zu tun sei.“

Wie für die in der trockenen Sahelzone gelegenen Dörfer üblich, hat Mont Rolland ein Wasserproblem. Wenn alles gut geht, regnet es von Juni bis September. Ansonsten ist es trocken. Während der Regenzeit müssen die Bauern soviel wie möglich anbauen. Vor allem Hirse, das Grundnahrungsmittel. Während der Trockenzeit bleibt den Bauern nichts anderes übrig, als mühsam ein wenig Gemüse hochzuziehen. Einige Brunnen stehen ihnen dafür zur Verfügung.

Die Bauern haben sich auf Tomaten spezialisiert. Vor einigen Jahren waren Tomaten sehr gefragt. Heute ist das nicht mehr so. Zu viele bauen Tomaten an. Trotzdem machen sie weiter. Im bescheidenen Umfang wird in Mont Rolland auch Viehzucht betrieben. Ansonsten wird auf die „Städter“ gezählt.

Ideen, was zu ändern sei, gibt es viele: Gemüseanbau variieren, brachliegendes Land neu bestellen, Kredite aufnehmen und in Gerätschaften und Arbeitsvieh investieren, Tiefbrunnen graben, Staudämme errichten und Bewässerungssysteme installieren... „Alles mit Sicherheit gute Ideen“, antwortet mir Pfarrer Ambroisse, ehemals Dorfpfarrer, der jahrelang für die Entwicklung Mont Rollands kämpfte, „aber das Problem der Uneinigkeit steckt tief. Grundvoraussetzung eines erfolgreichen Projektes ist, dass die Bevölkerung geschlossen dahinter steht und alle das gleiche Ziel verfolgen. Bevor das nicht gewährleistet ist, und solch ein Prozess dauert oft jahrelang, ist von jedem entstandenen Projekt nach zwei Jahren nichts mehr zu sehen“.

Die Uneinigkeit in Mont Rolland hat ausschließlich mit Politik zu tun. Ein kleines Dorf, das während des Demokratisierungsprozesses seines Staates ins Trudeln geriet. Zu Kolonialzeiten herrschte in Mont Rolland Friede. Politisch glich Mont Rolland einer kleinen Republik. Die verschiedenen Dorfteile hatten jeweils ihren gewählten „Dorfchef“, der im „Rat der Dorfchefs“ die Belange seines Dorfteils vertrat. Diskutierte und beschlossene Vereinbarungen wurden an den „Zeremonienmeister“, den obersten Dorfchef, weitergegeben, der letztendlich einzig ausführendes Organ war, zum Beispiel um Ackerland unter der Bevölkerung aufzuteilen.

Der Kolonialismus wurde beendet und der Senegal wurde unter L.S. Senghor eine junge Demokratie. Senghor hatte zwar viele positive Seiten, regierte aber leider auch in Zügen diktatorisch. Das wurde ihm aber auch mehr oder weniger in die Wiege gelegt. Senghor war „Royaliste“. Sein Herkunftsdorf, das ebenfalls „royalistisch“ geführt wurde, glich also im Gegensatz zu Mont Rolland eher einer Monarchie als einer Republik.

Alle „royalistisch“ geführten Dörfer Senegals hatten nach dem politischen Umschwung 1964 weniger Probleme als die „republikanisch“ geführten. Die Dörfer bekamen jetzt Instruktionen von „oben“ – entweder direkt vom Staat oder vom Kreis. In den „Mikrorepubliken“ waren das die Menschen nicht gewohnt. Die Untergebenen in den Königreichen konnten damit umgehen. Folge war, dass in den „republikanisch“ geführten Dörfern der Zeremonienmeister wie die Dorfchefs mehr und mehr an Einfluss verloren, und die zusammenhaltende Ordnung im Dorf zerfiel.

Die Reaktion in Mont Rolland fiel so aus, dass die Bewohner begannen, zahllosen, nun aus dem Boden sprießenden Parteien beizutreten. Es bildeten sich unterschiedlichste Gruppierungen, mit verschiedensten Meinungen. Aus Einigkeit wurde Uneinigkeit. So wurde die Demokratie zum Stolperstein für ein autark politisch geführtes Dorf.

Pfarrer Ambroisse meint, es sei ihm erst vor drei Jahren gelungen, durch jahrelange Vermittlungsarbeit einigermaßen Frieden zwischen den Gruppierungen zu schaffen. Das Beispiel Mont Rolland zeigt, wie kompliziert die Bedingungen

erfolgreicher Entwicklungshilfe in einem kleinen Dorf sein können. Entwicklungsprojekten muss oft jahrelange Erziehungs- und Bildungsarbeit vorausgehen, bevor mit Geldscheinen und Baggern gewunken wird.

„In Mont Rolland müsste sich ein charismatischer Führer finden, der von allen akzeptiert und geachtet wird und mit einem konkreten Plan die Leute zum Mitmachen und Umsetzen mobilisieren kann.“

Ambroisse hat auch schon eine Idee: „Pascal wäre der Richtige! Aber er gehört der falschen Partei an.“ Im Moment ist die Bevölkerung Mont Rollands in Sachen Demokratisierungsprozess dort angelangt, wo sich das ganze Land befindet. Derjenige, der der Verliererpartei angehört, hat nichts mehr zu sagen. Im Falle Senegal ist das nach dem Machtwechsel vor zwei Jahren die Sozialistische Partei. Politiker, die trotzdem noch Einfluss haben wollten, wechselten kurz nach der Wahl die Lager. Pascal hat es nicht getan. Und so angesehen und geeignet er für den Posten auch wäre, er gehört der falschen Partei an.

„An dem Projekt müsste jeder teilhaben, mithelfen, Geld investieren, dafür „bluten“. Jeder muss sich verantwortlich fühlen. Aber, und das ist ganz wichtig, Ernte und Profit müssen jeweils individuell erfolgen. Derjenige der viel gearbeitet hat, muss auch viel davon haben. Und der, der faul war, bekommt auch weniger“. Pfarrer Ambroisses Plan ist bis zu Ende gedacht, aber den Weg ist Mont Rolland noch lange nicht zu Ende gegangen.

Ganz im Gegensatz dazu steht das Nachbardorf Fandène. Das Projekt der Jugendlichen des Dorfteils Mboyène ist mittlerweile zehn Jahre alt und erst seit einem Jahr trägt es so richtig Früchte.

Als ich die „Projektanlage“ betrete, bin ich umzingelt von Jugendlichen. Aus den umliegenden Dörfern sind heute zahlreiche Jugendliche zu Gast, um einen Tag mitzuhelfen und für ihre eigenen Projekte dazuzulernen.

Fandène hat Vorbildcharakter. Unter einem Affenbrotbaum sitzt eine Gruppe von etwa zehn Jungen, die gerade diskutieren, wie das Problem des Unterdrucks, der in ihren Bewässerungsschläuchen besteht, gelöst werden kann.

Die Jugendlichen bilden den Verein „Jugendprojekt Mboyène“. In der Gründungszeit hat alles ganz klein angefangen. Einige Jugendliche taten sich zusammen und begannen ein Gemeinschaftsfeld zu bewirtschaften, einen Teil des Profites zurückzulegen und in Anschaffungen zu investieren.

„Damals waren wir zu viert, bis heute konnten wir 25 Jugendliche motivieren mitzumachen“, meint Josephe. „Jahrelang haben wir ganz allein gearbeitet, keine NGO hat uns unterstützt“.

Das Projekt liest sich wie ein Beispiel aus einem Lehrbuch: Neben den Feldanlagen haben die Jugendlichen in Eigenregie zur Wiederaufforstung Bäume gepflanzt. Nach jahrelanger Dürre soll dadurch wieder die Regenmenge vermehrt werden.

Daneben legen sie einen kleinen Palmwald an. Mit den Palmblättern werden Körbe geflochten und dann zum Verkauf angeboten. Bei der Abholzung der Palmblätter beachten die Jugendlichen das Prinzip der nachhaltigen Nutzung. Um die Felder herum schützen selbstangelegte Schutzwälle die Felder vor Wind und Tieren. Die Felder der Jugendlichen sind alle durch ein eigens gebautes Kanalsystem miteinander verbunden.

Jeder bestellt seine eigenen Felder. Ein Gemeinschaftsfeld wird jedoch von allen zusammen bestellt. Dieser Gewinn fließt in die Gemeinschaftskasse.

Ebenfalls Teil des Projektes ist ein gemeinschaftlich geführter Lebensmittelladen, eine „Boutique“. Alle Dorfteilbewohner haben sich bereit erklärt, ausschließlich dort ihre Waren einzukaufen. Der Gewinn fließt ebenfalls in die Gemeinschaftskasse, genauso wie die regelmäßigen Beiträge der Vereinsmitglieder. Mit den so erwirtschafteten Geldern werden Neuanschaffungen und Reparaturen bezahlt.

Seit einem Jahr sitzt auch eine NGO mit im Boot. Der deutsche Verein „Hilfe für Afrika – Wasser für den Senegal e.V.“ aus Oberstdorf stellte Gelder zur Verfügung, um die Felder der Jugendlichen mit dem System der „Tropfenbewässerung“ zu bewässern.

„Herr Bickel aus Deutschland war nur einen Tag da, hat sich das Projekt angeschaut, über die Effizienz entschieden, und Vorschläge gemacht, wie das System funktionieren kann. Er hat angegeben, was zu organisieren sei, und Geld zur Verfügung gestellt. Den Rest haben wir allein gemacht, die Materialien besorgt, uns das Know-how angeeignet und die Anlage installiert. Dann war Herr Bickel noch einmal einen Tag da, um zu schauen, ob alles funktioniert.“

Zwei Wochen später höre ich von einem großen Problem, mit dem sich das Dorf Fandène konfrontiert sieht: Ein nahegelegenes Staudammprojekt der NGO „Terre des Hommes“ hat verursacht, dass sich der Grundwasserspiegel im Bereich des Dorfes Fandène gesenkt hat. Etliche Brunnen sind nun bereits kurz nach der Regenzeit ausgetrocknet.

Fandène hat ein großes Wasserproblem – die Nutzer des Staudammprojektes nicht.

Abends sitzen Etienne, Doumbia und ich in Mont Rolland einmal mehr beim Teetrinken. Es ist stockdunkel. Nur die Glut des Teeöfchens erhellt ein wenig das tiefschwarze Gesicht von Etienne, der sich zu mir beugt und meint: „Wenn Du mal ein erfolgreicher Fernsehmoderator bist und genügend Geld hast, dann kommst Du und wir bauen zusammen den Fernsehraum für Mont Rolland!“

Die meisten Senegalesen hätten gesagt: „...dann lädst Du mich nach Deutschland ein!“

Etienne ist anders.

4. Schiffbruch in Diourbel

Ich sitze im Bus nach Diourbel – obwohl Bus nicht ganz der richtige Ausdruck ist. 40 Personen zwängen sich in einen zu einem Bus umgebauten, etwa 30 Jahre alten Mercedes Transporter. Die Menschen sind so präzise platziert, dass kein Quadratzentimeter Freiraum mehr bleibt und so das Innere des Vehikels einem Schweizer Uhrwerk gleicht.

Wir fahren durch die weite, trockene Sahel-Savanne, knochige Affenbrotbäume, die wie auf den Kopf gestellt aussehen, prägen zu Hunderten das Landschaftsbild. Nur noch vereinzelt ist hier und da zu erahnen, dass der Boden zum Ende der Regenzeit richtig grün bewachsen war. Bald wird die seit Wochen wieder unerbittlich scheinende Sonne auch dem letzten zarten Pflänzchen den Garaus machen.

Die Stadt Diourbel zählt heute etwa 100.000 Einwohner und ist eines der religiösen Zentren des Landes. Bemerkbar macht sich das neben der prächtig bunten Moschee vor allem nachts, wenn verschiedene Gebetsbruderschaften – wie die Mouriden – sich in großen Gruppen in Privathäusern treffen und die ganze Nacht hindurch unentwegt Gebete singen – oder kreischen, je nach Sichtweise.

Vielleicht ist es die gerade in Diourbel so omnipräsente und im Mittelpunkt stehende islamische Religiosität, die dazu führt, dass es in dieser Stadt für Einwohner wie für Besucher im Prinzip nichts gibt: So gut wie keine Restaurants, der Stadtplatz verfallen, der einst grüne Stadtpark zugewuchert, ein letztes heruntergekommenes Kino, das einzige Hotel – geschlossen.

Und mit dem Krankenhaus, dem eigentlichen Grund meines Besuches hier, sieht es nicht besser aus. Der Betrieb erinnert an die Titanic, nur dass er nicht vollends gesunken ist, denn noch versuchen hier einige Menschen, den Krankenhausablauf am Leben zu erhalten.

Das „Heinrich-Lübke-Krankenhaus“ in Diourbel war einst Vorzeigeobjekt deutscher Entwicklungshilfe in Afrika und wurde vor 30 Jahren als modernstes Krankenhaus Westafrikas erbaut. Heute ist es mit Sicherheit eines der schäbigsten, und somit Symbol fehlerhafter und gescheiterter Entwicklungshilfe von einst.

Ich will genauer wissen, was die letzten Jahre schief gelaufen ist und welche Faktoren hier zusammengespielt haben. Ich bin mit Dr. Michael Niechzial und Rosa Stimmer verabredet.

Dr. Niechzial arbeitet als Projektleiter für die GTZ (Gesellschaft für technische Zusammenarbeit). Geplant ist eine Grundsanierung des Krankenhauses. Rosa ist im Auftrag des DED (Deutscher Entwicklungsdienst) seit nunmehr zwei Jahren in Diourbel und arbeitet unterstützend als Pflegedienstleiterin. Die beiden Deutschen sind sozusagen als „Vorhut“ hier.

Während wir einen Rundgang durchs Krankenhaus machen, fällt auf, dass eigentlich nur die für wohl Hunderte von Jahren konzipierte Betonkonstruktion des Flachdachbaus die letzten Jahre heil überstanden hat. Im Inneren lässt sich nur noch erahnen, wie alles einmal gedacht war. Am eindrucksvollsten zeigt es die Küche: Einst eine für 200 Betten konzipierte Großküche. Heute wird für die 30 Patienten, die zur Zeit das Krankenhaus gerade noch zählt, in einem Kochkessel auf einem Feuerschein gekocht.

Fehler wurden hier schon vom ersten Tag an gemacht. Aber damals dachte man noch, das Beste sei gerade gut genug für Entwicklungshilfe. Und so bauten die Deutschen hier ein für 70.000 Einwohner bemessenes, 200 Betten zählendes Krankenhaus mit modernster Ausstattung.

Leider orientierten sich die Planer damals an deutschen Maßstäben. Der Situation vor Ort wurde in der Planung zu wenig Beachtung geschenkt. Im Senegal gibt es kein Gesundheitssystem wie bei uns. Ein Krankenhausaufenthalt muss aus der eigenen Tasche gezahlt werden. So gehen die meisten erst gar nicht ins Krankenhaus und wenn doch, dann nur so kurz wie möglich.

Die Folge: Die Betten waren die meiste Zeit kaum zur Hälfte belegt. Die jährlichen Kosten für Inventar und Belegschaft waren zu hoch. Denn: „Je teurer man hier etwas hinstellt, desto größer ist der Klotz am Bein, den das Land dann tragen muss.“, veranschaulicht Dr. Niechzial.

Beispiel Klimaanlage. Das Krankenhaus wurde seinerzeit mit einer hypermodernen, hochkomplizierten Zentralklimaanlage ausgestattet, die schon nach wenigen Jahren ausfiel. Für Reparatur und Ersatzteile fehlten die finanziellen Mittel. Ein Baustein kaputt, das ganze Krankenhaus ohne Frischluft. Anstatt in jedem Zimmer eine Miniklimaanlage zu installieren, die billig zu reparieren gewesen wäre und die im Schadensfall auch nur jeweils einen Raum lahm gelegt hätte.

Zehn Jahre lang ging unter deutscher Führung noch alles recht gut. Nachdem das Krankenhaus dann den Senegalesen überlassen worden war, ließ man sie allein mit einem teuren, riesigen Betrieb. Mit einem Staatsbetrieb. Sprich, er wird von Funktionären bewirtschaftet. Und dass das in Afrika „Gänsehaut“, bzw. Unbehagen hervorruft, ist nichts Neues. Vor allem Rosa klagt über Gänsehaut. Ihr Job ist es, wieder Ordnung in den Pflegedienst zu bringen: also an der Arbeitseinstellung der Bediensteten zu arbeiten, gegen Korruption zu kämpfen und die Buchführung in den Griff zu bekommen – oder überhaupt erst mal eine einzuführen.

Es ist für sie schwer einem Funktionär in die Arbeitsweise hineinzureden, vor allem als Frau und Deutsche. Hätte sie nicht ihren Stellvertreter Cheikh an ihrer Seite, „...wäre ich vielleicht schon selber mal Patientin hier gewesen. Und das bloß nicht!“

„Was fehlt“, wirft Dr. Niechzial ein, „ist die Arbeitseinstellung mit dem entsprechenden Missions- oder Berufungsgedanken. In Deutschland wäre es einfach unmöglich, als Arzt einfach nicht zum Dienst zu erscheinen, ohne sich um eine Vertretung zu kümmern oder überhaupt jemanden Bescheid zu geben. Oder als Pförtner einen Kranken einfach nicht hereinzulassen, weil er aus irgendeinem Grund nicht berechtigt ist und nicht genügend Bakschisch zahlt.“

Ähnlich wie in Deutschland könnte es auch hier sinnvoll sein, einige staatliche Betriebe zu privatisieren, um sie dadurch wettbewerbsfähig zu machen; dies gilt auch für das Krankenhaus in Diourbel.

Die Entwicklungshilfe hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert. Das fällt heute schon allein dadurch auf, dass Rosa und Dr. Niechzial keine „Entwicklungshelfer“ mehr sind, sondern „Entwicklungszusammenarbeiter“, bzw. „Spezialisten“.

Aber man lernt ja nie aus: Dr. Niechzial und auch Rosa reagieren ein wenig ratlos, als ich sie frage, was jetzt der aktuelle Stand des Projektes sei. Eigentlich gibt es nur Probleme. Zum einen will die KfW (Kreditanstalt für Wiederaufbau) die für die Sanierung eingeplanten fünf Millionen Euro solange nicht zur Verfügung stellen, bis der senegalesische Staat die Krankenhausfinanzierung für die nächsten Jahre zugesichert hat. Bis heute hat er das nicht getan. Und ob er es je tun wird, ist fraglich. Und dann ist sich die GTZ plötzlich nicht mehr so sicher, ob es nicht viel effizienter wäre, einen Neubau zu errichten, als den alten Bau zu sanieren – der ohnehin zu groß und zu teuer ist. Darüber kann man ja auch nach drei Jahren Projektvorbereitung, die mittlerweile einschließlich der Gehälter für Rosa und Dr. Niechzial und der Honorare für diverse Prüfungskommissionen, Architekt, Kostenplanung, etc. schon 1,5 Millionen Euro verschlungen hat, schon mal nachdenken. Ach ja, im Raum steht auch, ob man das alles nicht ganz sein lassen sollte, und sich die Deutschen aus diesem Projekt ganz zurückziehen...

Zum Glück ist Dr. Niechzial ein optimistisch veranlagter Mensch. Ihm könnten ja auch Gedanken kommen wie: „Das hab ich doch von Anfang an kritisiert!“ oder: „Und wofür hab ich jetzt die letzten drei Jahre gearbeitet?“ Aber er meint nur: „Der Auftrag der GTZ an mich war klar gestellt und ich habe versucht, das Beste daraus zu machen. Und bevor wieder neue Fehler gemacht werden, ist es besser, dass diese jetzt und nicht hinterher zur Sprache kommen, wenn das neue Krankenhaus steht.“

5. Rosa und Andrea

Rosa lädt mich zu sich nach Hause ein. Sie hat ein schönes, ganz neu renoviertes Drei-Zimmer-Häuschen, in dem man sich gleich wohl fühlt, das ein

wenig an zu Hause erinnert und inmitten der Stadtwüste von Diourbel wie eine Oase auf einen wirkt. Rosa ist schon ein alter „Entwicklungszusammenarbeiterfuchs“, war schon zwei Jahre lang in Uruguay im „Einsatz“, dann drei Jahre in Burkina Faso. Nach zwei Jahren „Heimatururlaub“ zu Hause in Garmisch hat sie es dann nicht mehr ausgehalten. „Die Mehrzahl meiner Kollegen können nicht mehr in Deutschland bleiben, finden sich nicht mehr zurecht, müssen wieder „raus“. Irgendwie sind sie zu sehr Individualisten.“

Jetzt ist sie schon 15 Monate im Senegal – und überlegt, den geplanten dreijährigen Aufenthalt abzubrechen. „Ich kann hier in Diourbel nicht leben! Wichtig ist, dass man dort LEBT, wo man ist!“ Dass die Arbeit nicht einfach ist und einen nicht wirklich aufbaut, muss nicht schlimm sein. Das hat sie schon öfters mitgemacht. Aber dann muss das Privatleben einen positiven Ausgleich bieten. In ihrem Umfeld ist sie mit Dr. Niechzial die einzige „Fremde“ hier. Und im Gegensatz zu Dr. Niechzial, der nur sporadisch in Diourbel ist, lebt sie hier Alltag. Von Anfang an war sie auf sich allein gestellt. Vom DED ist sie anfangs hierhin nur vermittelt worden, und ist nicht, wie viele andere Entwicklungszusammenarbeiter, in einer Organisation durch Kollegen oder durch gemeinsame Programme „aufgefangen“.

„Alles nicht schlimm“, meint Rosa, „ich finde es ja gerade spannend mit den Einheimischen in Kontakt zu kommen und Freundschaften zu gründen!“ Aber genau das ist hier nicht so einfach. In ihrem Umfeld scheinen die „Diourbelois“ nicht sonderlich kontaktfreudig zu sein. Und diejenigen, die es bislang waren, gehörten eher zu den „geschäftstüchtigeren“ Senegalesen, die recht bald mit Medikamentenwünschen, Einladungsbegehren nach Deutschland und „kannst Du nicht für mich...“ - Sprüchen Rosa gar nicht imponierten.

„Nach neun Stunden Arbeit kommst du nach Hause, könntest noch ´ne Runde durch die Stadt drehen, die außer Staub sonst nichts zu bieten hat, ja... und am Wochenende... zu Andrea fahren, aber die wohnt soweit weg, das geht auch nur einmal im Monat...“

Andrea Weidmann ist im Gegensatz zu Rosa noch „Entwicklungshelferin“, arbeitet also fast ehrenamtlich für ein Taschengeld als Krankenschwester in Ngueniene, einem kleinen Dorf, irgendwo im Busch. Als ich sie besuche, ist sie übergücklich mit jemand Gleichaltrigem, aus Deutschland Kommenden, ein paar Tage zu verbringen.

Seit einem Jahr wohnt sie nun zusammen mit zwei Schwestern des französischen „Spiritanerordens“ in der katholischen Missionsstation und arbeitet für drei (!) Jahre als „fliegende Krankenschwester“ in Krankenstationen verschiedener Dörfer.

An ihre Zimmertür in der Missionsstation hat sie einige Postkarten geklebt, von Freunden aus Deutschland. Und im Januar wollen vielleicht zwei Freun-

dinnen zu Besuch kommen. Eigentlich wollten ja auch ihre Eltern über Weihnachten kommen, aber die haben abgesagt, weil ihr Vater Angst vor Malaria hat.

Auch sie hat Schwierigkeiten, mit den Jugendlichen im Dorf enger in Kontakt zu kommen. Gute Bekannte hat sie, aber kaum Freunde. Manchmal fühlt sie sich schon einsam, besonders wenn die Arbeit sie nicht ausfüllt. Letzte Regenzeit zum Beispiel. Da fiel die Arbeit in den Dörfern weitestgehend ins Wasser und sie konnte Ngueniene kaum verlassen. Und in der hiesigen Krankenstation gibt es auch nicht besonders viel zu tun.

Als ich sie frage, warum sie für drei Jahre, also so lange, hier bleiben will, zuckt sie nur ein wenig verlegen die Schultern. Sie habe sich halt immer gewünscht, als Entwicklungshelferin ins Ausland zu gehen...

Abends lässt es sich Andrea nicht nehmen, mich ins 30 Kilometer entfernte, an der Küste gelegene Touristenstädtchen Mbour zum Pizzaessen einzuladen. „Heute gönnen wir uns mal so richtig was!“

Gewiss muss man schon ein Individualist sein und eine gehörige Portion Idealismus haben, wenn man so wie Rosa und Andrea lebt und arbeitet. Ich habe vor den beiden einen großen Respekt und wünsche ihnen, dass sie jetzt gerade glücklich und zufrieden sind, da unten.

6. ENDA – Sinnvolle Entwicklungszusammenarbeit der ersten Stunde

Wer im Senegal über Entwicklungszusammenarbeit recherchiert, wird irgendwann auf diese Organisation stoßen: „ENDA – Dritte Welt“ („Environnement Développement Action“). Die internationale Organisation wurde 1972 in Dakar gegründet und hat dort ihren Muttersitz.

Ich bin mit Jacques Bugnicourt verabredet. Anders als in den Büros deutscher Entwicklungshilfeorganisationen ist in dem alten Kolonialbau mitten in Dakars Innenstadt ganz klar afrikanisches Flair auszumachen: Überquellende Schreibtische, meterhohe Papier- und Aktenstapel, lebendige Mitarbeiter.

Der Franzose Jacques Bugnicourt ist ENDA's Mann der ersten Stunde. Zusammen mit dem Senegalesen Cheikh Hamadou Kane gründete er 1972 die Organisation. Obwohl er vom äußeren Eindruck einen irgendwie „verstaubten“ Eindruck macht, ist das, was er redet, eigentlich modern:

„In Anbetracht der Arbeitsweise der Entwicklungshilfeorganisationen seinerzeit, habe ich ENDA aus Frust gegründet!“

Mit einer kleinen Organisation, die dezentralistisch geführt ist, ohne hierarchische Strukturen auskommt, sich durch eine gemischte Finanzierung hält und damit nicht profitorientiert wirtschaftet, hat ENDA damals einen neuen Weg eingeschlagen.

Bereits 1972 war für Bugnicourt klar: Das Wichtigste ist, auf die Bevölkerung zu hören, zu den Ärmsten zu gehen, an der Basis Ideen zu sammeln, sich auszutauschen und die Bevölkerungsgruppen so stark wie möglich an den Projekten zu beteiligen.

Ein weiterer zentraler Punkt ist der Zusammenhang von „Entwicklung“ und „Umwelt“: Die Umwelt wird als Gesamtheit der körperlichen, biologischen, wirtschaftlichen und kulturellen Belange und Beziehungen menschlicher Gruppen verstanden. Umweltschutz und globales, ökologisches Gleichgewicht sind daher untrennbar mit der Entwicklungsproblematik verbunden. Gerade in einem Land wie dem Senegal, in dem Konflikte um natürliche Ressourcen, verursacht zum Beispiel durch Verknappung von Wasservorräten und Gefährdung der biologischen Vielfalt durch Bodenerosion und Desertifikation (Verwüstung), allgemein verbreitet sind.

Spätestens seit der Umwelt- und Entwicklungskonferenz in Rio de Janeiro 1992 ist diese Ansicht gängige Meinung. Bugnicourt verfolgt sie allerdings schon seit 20 Jahren.

Seit Rio haben sich endlich auch die Basis-NGOs Gehör verschaffen können. Bugnicourt war damals dafür mitverantwortlich, dass zahlreiche Gruppen, repräsentiert durch Vertreter der Landbevölkerung, an der Konferenz teilnehmen konnten und mit ihren Berichten die Wende in der Entwicklungspolitik mit herbeiführten.

ENDA steht darüber hinaus für Austausch von Erfahrungen, Methoden und Techniken zwischen den verschiedenen Organisationen.

Im Senegal haben sich zahlreiche NGOs in dem Verbund „CONGAD“ (Conseil des ONG d'appui au développement) zusammengeschlossen. Neben dem regelmäßigen Erfahrungsaustausch werden auch Projekte gemeinsam geplant und ausgeführt. Dies ist Entwicklungshilfe, die sich gegenseitig ergänzt.

ENDA ist im Senegal in allen verschiedenen Departements des Landes durch verschiedene Programme vertreten. Auf dem Land hat sich ENDA zum Ziel gesetzt, die ländliche Entwicklung durch Weiterbildung der Bauern, aktiven Naturschutz und effektive Nutzung natürlicher Ressourcen voranzubringen.

Mit dem Projekt „Ecopole“ (Wirtschaft – Stadt) erreicht ENDA in Dakar die Ärmsten. Untersuchungen von ENDA ergaben: Von den zwei Millionen Einwohnern der Metropole leben 1.200.000 Menschen in Armenvierteln, 200.000 von ihnen verdienen nicht mehr als 80 FCFA, das sind 25 Pfennig, am Tag.

Ecopole verfügt mitten in Dakars Innenstadt über ein Zentrum, in dem täglich etwa 80 Jugendliche, unter ihnen auch Straßenkinder, verschiedene Produkte herstellen und diese später auch verkaufen. Aus Müll werden Ketten, Spielautos oder Bilderrahmen hergestellt.

In Zusammenarbeit mit der internationalen Organisation OXFAM werden die Produkte in den Eine Welt Läden der Organisation, rund um den Erdball

zum Verkauf angeboten. Der Gewinn fließt an die Jugendlichen zurück, mit dem sie dann zum Beispiel ihr Schulgeld bezahlen können.

Darüber hinaus bietet das Zentrum Ausbildungen in Handwerksberufen an. Grundstein, um dem „informellen Sektor“ zu entfliehen. Der Begriff „informeller Sektor“ fasst die verschiedenen Möglichkeiten zusammen, mit denen täglich Tausende auf Dakars Straßen versuchen, über die Runden zu kommen: als „rote Ampel Verkäufer“, als Autowächter oder als selbsternannter Guide – die Palette ist riesig.

Riesig ist heute auch die Expansion von ENDA: In vierzehn Ländern ist ENDA vertreten, allein aus vierzehn Ländern kommen auch die Mitarbeiter in Dakar.

Finanziert wird die internationale Organisation unter anderen von der UNO, der Schweiz, Österreich, den Niederlanden und zahlreichen Vereinigungen. Da diese Geber zwei Drittel der gesamten Ressourcen stellen, ist so die Unabhängigkeit vom Staat gewährleistet, der ein Drittel der Ressourcen beisteuert. Von den finanziellen Zuwendungen geht rund die Hälfte der Ausgaben von ENDA direkt in die Unterstützung der Basisgruppen. Der Rest verteilt sich auf Ausbildung, Forschung, Beratung und Kommunikation.

7. Lindenstraße auf senegalesisch

Es ist mühsam, zum Büro der Friedrich-Ebert-Stiftung zu gelangen, denn man muss sich durchs Dakarer „Plateau“, dem Stadtzentrum kämpfen. Mit dem Bus kann das schon mal Stunden dauern, wenn die City wieder hoffnungslos durch eine Smog verbreitende Blechlawine verstopft ist.

Zu Fuß ist man schneller. Und noch schneller, wenn man in der Lage ist, die alle paar Meter entgegenkommenden Händler, die einem etwas aufschwätzen wollen, abzuschütteln. Auf dem Plateau ist der Senegal sehr arabisch. „Baye mel!“ heißt das Zauberwort, ist Wolof und bedeutet soviel wie „Lass mich!“. Das bedeutet, kein gewöhnlicher Tourist zu sein und man ist aus dem Schneider.

Mirko Hempel ist nicht viel länger im Senegal als ich, und ist neuer Repräsentant der Stiftung. Mit im Gepäck hat er eine Menge neuer Ideen bezüglich der Arbeit der Stiftung.

In einem Land, in dem über fünfzig Prozent der Einwohner nicht lesen und schreiben können, sind die audiovisuellen Medien das Organ, mit denen man die Menschen wirklich erreichen kann. Hempel plant, politisch- und sozialbildende Hörfunk- und TV-Sendungen zu erstellen. Für das Ausstrahlen einer Hörfunksendung hat der staatliche Rundfunk RTS gerade zugesagt. Unter Leitung und Regie der Friedrich-Ebert-Stiftung soll die Hörspielreihe „Nihil Sarr“ fünfmal wöchentlich auf Sendung gehen. In drei Wochen ist schon der erste Sendetermin.

Ich werde gleich mit eingespannt: „Sie kommen ja wie gerufen!“.

„Nihil Sarr“ hat viel mit unserer „Lindenstraße“ zu tun. Erzählt werden alltägliche Geschichten einer Dakarer Mittelstandsfamilie, die in einfacher Weise im Grunde hochbrisante, gesellschaftliche Probleme ansprechen. Ich arbeite mich in die Inhalte der ersten fünfzehn Sendungen ein, soll inhaltliche Abfolge und Interviews vorbereiten. Leider ist für mich so schnell alles wieder vorbei wie es begann. Auf Wolof soll gesendet werden, nicht mehr auf Französisch, und dieser Sprache bin ich ja nun wirklich nicht mächtig.

Aber das macht ja auch Sinn, denn mit Wolof könnten wirklich alle Bevölkerungsgruppen erreicht werden. Senegal hat das in Afrika seltene Glück, dass die Bevölkerung neben der Kolonialsprache eine weitere Sprache kollektiv spricht, nämlich Wolof. So gibt es auch eigentlich keinen Grund, Französisch weiter als Nationalsprache zu hegen und zu pflegen. Schon allein um die Eigenständigkeit des Landes zu fördern, täte es dem Senegal gut, Wolof zur einzigen Nationalsprache zu erheben. Aber all das hat wohl mit dem kolonialistischen Erbe und dem heutigen französischen Neokolonialismus zu tun und soll daher an anderer Stelle weiter erörtert werden.

Trotzdem begleite ich das Projekt aus Interesse weiter. Nihil Sarr schlägt ein wie eine Bombe, wird binnen zwei Monaten eine der erfolgreichsten Sendungen.

Geschichten, die Hunderten von Anrufern unter den Nägeln brennen:

In städtischen Mittelstandsfamilien ist es im Senegal üblich, sich aus Prestigegründen ein Hausmädchen zu halten. Meistens kommt dieses aus ärmlichsten Verhältnissen vom Land. Da eine Mittelstandsfamilie im Grunde nicht viel reicher ist, werden die Mädchen allzu oft ausgebeutet.

In einer patriarchalen Gesellschaft wie dem Senegal ist für den Mann eine Frau umso attraktiver, je mehr sie sich um ihn kümmert. Das ist nun meistens das Hausmädchen.

Und los geht's: Da geht der Mann mit dem Hausmädchen ins Bett, die Frau erwischt sie. Das Mädchen ist an allem schuld, wird rausgeschmissen. Daraufhin will sie nach Europa, fälscht einen Pass, was nicht schwer ist, traut sich dann aber doch nicht. Sie darf wieder zurück zur Familie, denn für die Ehefrau ist „Gehsteig fegen“ einfach unmöglich! Aber das Mädchen bekommt noch weniger Gehalt und an eine Versicherung ist nicht zu denken. Und dann: Skandal! Das Mädchen bringt der Tochter des Hauses Zöpfe flechten bei! Die Mutter kommt, gibt ihr eine schallende Ohrfeige...

Ein kleiner Ausschnitt. Stoff für stundenlange Diskussionen:

- Ausbeutung
- Untreue in der Ehe
- Vielweiberei
- Tabuthema Sexualität

- Vorurteile gegenüber Frauen: Die sind faul und falsch!
- Passfälschung (so wurde angeblich auch die letzte Präsidentschaftswahl maßgeblich verfälscht, indem Wähler mit gefälschten Pässen bis zu 20 mal für Abdoulaye Wade gewählt haben; Sturmklingle Tage später bei Mirko Hempel: am Apparat die Demokratische Partei ...!!)
- das Kastensystem Senegals: Zöpfe flechten ist was für untere Kasten ...

Eigentlich könnte sich Mirko Hempel entspannt in seinem Sessel zurücklehnen und den Erfolg ein wenig genießen. Statt dessen raucht er stoisch eine Zigarette nach der anderen.

Es ist Dezember. „Nihil Sarr“ gewinnt den erstmals von RTS zu vergebenden Rundfunkpreis.

Alle Mitarbeiter der FES, die für die Sendung verantwortlich sind, wurden zur Fernsehshow geladen. Doch RTS gibt sich den Preis selbst. Kein Wort wird verloren über die Stiftung, die allein für den Erfolg verantwortlich ist. Mirko Hempel greift nach seinem Päckchen Zigaretten. Was ist passiert?

RTS ist sauer. Mirko hatte es gewagt, zwei Wochen zuvor Kritik zu üben, sich ein wenig über Schlampigkeit der Studiomitnehmer während der Aufzeichnungen zu beklagen.

„Das ist eigentlich nur die Spitze des Eisbergs.“ berichtet mir Mirko. „Seitdem wir die Koproduktion mit RTS eingegangen sind, gibt es nur Ärger. Obwohl wir die Sendereihe RTS so gut wie kostenlos zur Verfügung stellen. Andauernd Rechtstreitigkeiten, utopische Studiorechnungen, gebrochene Absprachen, und so weiter.“ Demnächst wird „Nihil Sarr“ wahrscheinlich im Privatradio laufen.

Wie mir schon während meines Praktikums aufgefallen war, ist man bei RTS wohl nicht besonders kritikfähig, aber bei Verhandlungen knallhart.

„Ich war schon in vielen Ländern Afrikas, aber im Senegal ist die Mentalität des selbstverständlichen Handaufhaltens und der anschließend eigensinnigen, unkooperativen Zusammenarbeit besonders ausgeprägt. In Botswana zum Beispiel wird dies wenigstens noch mit einer gehörigen Portion Eigenhumor betrieben, aber die Senegalesen sind eiskalt.“

Mirko nimmt's einigermaßen gelassen – und kontert. Zur nächsten Ausgabe von „Nihil Sarr“ lässt er einen selbstverfassten Text verlesen, indem er klar und deutlich sagt, dass nicht RTS, sondern die FES den Preis verdient hat, RTS nur für die technische Ausführung verantwortlich ist, den Rest aber die Stiftung geleistet hat.

So etwas gab es noch nie. Negative Kritik am staatlichen Rundfunk in einer eigens ausgestrahlten Sendung! Reaktion aus dem Staatssender: Eisiges Schweigen.

Da spielt Frédéric Fessart in einer ganz anderen Liga als Mirko Hempel. Obwohl er, als ich ihn kennen lerne, ganz ähnliche Projekte betreut. Im Besprechungsraum des kleinen Landradios „La Cotière“ in Joal sitzt mir der hagere Franzose gegenüber und berichtet von seinen Radioprojekten.

Privatradiosender boomen im Senegal; denn Radio ist das meistgenutzte Medium des Landes. Egal wo man sich befindet, in jedem noch so kleinen Winkel des Landes, fernab von Stromleitungen und asphaltierten Straßen: kleine Transistorradios finden sich überall, an irgendwelchen Ohren klebend.

Frédéric hatte eigentlich nie etwas mit Radio zu tun. Vor zwei Jahren schloss er sein „langweiliges“ BWL-Studium ab und wollte, bevor es ins „interessante“ Berufsleben gehen wird, „noch mal was Richtiges, wirklich Nützliches“ machen.

Im Internet ist er auf die kleine Homepage des Senders gestoßen, hat Kontakt aufgenommen und mitbekommen, dass es eigentlich überhaupt nicht „läuft“ mit dem Sender. Dann hat er seine Sachen gepackt. Jetzt ist er schon seit einem Jahr hier.

Radio „La Cotière“ ist einer von vier Landradiosendern im Senegal. Seit dem Zeitpunkt, als er vor zweieinhalb Jahren mit Hilfe der „Agence Intergouvernementale de la Francophonie“ gegründet wurde, ging es nur bergab.

„Als ich ankam, herrschte eine sehr schlechte Stimmung innerhalb des Teams. Die Leute verdienten kein Geld, einige waren korrupt, politische Lager hatten sich im Team gebildet.“

Als Betriebswirt hat Frédéric zuerst einmal versucht, ein wenig Ordnung in das Büro zu bringen. Mit seiner Idee, durch die Anschaffung einer öffentlichen Kopiermaschine und durch den Verkauf von Briefmarken, zusätzlich Geld in die Verdienstkassen der Mitarbeiter zu bekommen, erntete er ein zufriedenes Lächeln bei seinen Kollegen.

Frédéric scheint sich gut in das Team eingegliedert zu haben. Es „läuft“ wieder gut. Das Radio kann eine Menge interessanter Sendungen und Projekte aufweisen und wird kräftig von verschiedenen NGOs, unter anderen der UNESCO, unterstützt.

„Radio ganz nah dran“: Für die Hauptberufsgruppen des Küstenstädtchens gibt es weiterbildende Sendungen: Für Fischer, Viehzüchter, Landwirte und Fischverkäuferinnen. Regelmäßig diskutiert das Radio Gesundheitsprobleme, Themen zur Stellung der Frau, Fragen zu Erziehung und Naturschutz und bringt den Hörern ihre Kultur der Sérère näher.

„Als nächstes wollen wir uns ein Taxi anschaffen. Das fährt dann den ganzen Tag in der Stadt herum, macht Werbung, bringt Geld ein und dient gleichzeitig als Produktionsfahrzeug.“

Das Radio verändert: In Zusammenarbeit mit der internationalen Naturschutz NGO IUCN (Union internationale pour la conservation de la nature)

wurde in unzähligen Sendungen dazu aufgerufen, mit dem Fangen und Verspeisen von Meeresschildkröten aufzuhören. Erfolgreich.

Ebenfalls wurden eine zeitlang die Mütter sensibilisiert, ihren Babys anstatt Pulvermilch weiterhin Muttermilch zu geben. Positives Feedback aus dem Krankenhaus.

Frédéric entschuldigt sich, ich könne morgen wiederkommen; er müsse jetzt schnell noch den neuangebrachten „Kummerkasten“ für Wünsche, Sorgen und Kritik leeren und später sei er dann „ON AIR“.

„ON AIR“ wäre gerne auch Fandé Kamera, den ich im äußersten Südosten des Landes, in Kedougou interviewe.

Der schon fast greise Journalist ist mit weiteren engagierten Bürgern seit Monaten bemüht, für die Region verschiedene Projekte ins Leben zu rufen.

„Theoretisch steht alles.“ Stolz präsentiert er mir das fertig ausgearbeitete, fein säuberlich gebundene Konzept. Für das Radioprojekt sind bereits alle Kalkulationen gemacht, die Technik ausgesucht, Programmideen erstellt.

Nur unterstützende NGOs wurden noch nicht gefunden, aber das wird nicht schwer sein. Viel schwieriger: der Staat spielt nicht mit. Bereits seit Februar 2001 hat er den Antrag für die Sendefrequenz gestellt. Bis heute hat sich nichts getan.

Kamera hält nicht viel von Politik, vielleicht weil er selbst Politiker ist. Er gehört der Partei „AJ/PADS“ (And-Jef/ Parti africain pour la démocratie et le socialisme) an und wird laut, wenn er von korrupten Politikern redet. Als Journalist hat er zu Diouf's Zeiten oft heimliche, anonyme Berichte über korrupte Politiker geschrieben, sogar manchmal mit Folgen für den Betroffenen.

Dem neuen Präsidenten misstraut er bereits jetzt schon auf's Tiefste, nach nur einem Jahr Amtszeit. „Wade werden die Privatsender zu gefährlich. Die verbreiten für ihn zuviel unkontrollierte Informationen. Mit der Pressefreiheit hat es, als Diouf noch an der Macht war, besser ausgesehen.“

In der Region Kedougou müsste, nach Kameras Meinung, mit Hilfe des Radios so einiges auf den Tisch kommen. Kedougou gilt als die ärmste Region des Landes, und sollte eigentlich die reichste sein. Im Süden ist es grün und vor allem: es gibt Goldminen. Jahrelang aber scheinen private Unternehmer den Staat geschmiert zu haben, um, ohne Steuern bezahlen zu müssen und ohne kontrolliert zu werden, in die eigene Taschen wirtschaften zu können.

„Profitiert von den Goldvorkommen hat hier in der Region jedenfalls noch keiner.“

Was Kameras Konzept mit dem in Fandène verbindet: Es kommt von der Basis, den Bürgern, die ihr Umfeld, dessen Bedingungen und die daraus erwachsenen Probleme und Bedürfnisse kennen wie niemand anderer.

Und die Mitglieder der von Kamera gegründeten Organisation, die den vorläufigen Namen „Basisentwicklung der Region Kedougou“ trägt, sind auch ohne NGOs schon längst aktiv: Woche für Woche fahren Mitglieder in die umliegenden Dörfer, sensibilisieren Bauern gegen unkontrollierte Abholzung, Wilderei, das Legen von Buschfeuern. In Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung sind Bildungsseminare für die Bürgermeister der Region geplant.

Während Kamera redet, merkt man ihm schon an, dass er Politiker ist: nur ab und an gelingt es mir, seinen Redefluss durch eine Zwischenfrage zu unterbrechen.

Fast zu perfekt erscheint das ausgearbeitete, scheinbar jegliche Fehler aus vergangenen Entwicklungshilfezeiten berücksichtigende Konzept, das er mir regelmäßig neu anpreist. Aber er ist so engagiert wie nur wenige, hat es geschafft, seine Mannschaft zusammenzustellen, lässt sich nichts gefallen und wird – hoffentlich – erfolgreich sein.

8. Praktikant bei RTS

Ich schaue auf die Uhr. Es ist 8.00 Uhr. Wie jeden Morgen stehe ich an dieser Straßenkreuzung um ein „Car Rapide“, einen Minibus, anzuhalten und zum Sender zu fahren. Nur während meines Praktikums mache ich von meiner Armbanduhr Gebrauch, denn die Redaktionskonferenz beginnt pünktlich um 9.00 Uhr.

Danach begegne ich im Senegal nie mehr jemandem, der Verabredungen pünktlich einhält. Erst als ich das erste mal am Busbahnhof in einem Bus nach Tambacounda auf dessen Abfahrt warte, mir der Fahrer sagt, dass es sofort losginge, wir aber drei Stunden später immer noch dastehen, weiß ich, dass Armbanduhren hier nur Unruhe stiften.

Die ersten vier Wochen meines Aufenthalts erlebe ich aufgrund meines Praktikums also „richtigen“ Alltag. Alltag in einem fremden, so unterschiedlichen Land.

In das Gebäude von RTS hineinzukommen, ist nicht immer leicht. Vor allem, wenn ich mal einen Tag meinen Praktikantenausweis vergessen habe. Dann ist dem Pförtner, mit dem man am Vortag noch zusammen gescherzt hat, man sich also kennt, alles egal. Kein Ausweis, kein Durchgang. Da wird der zuständige Kollege angerufen und es wird nachgefragt.

„Neulich musste ich mit meinem Interviewpartner das Interview vor dem Eingang machen, weil sie ihn nicht reingelassen haben. Nur weil ich den nötigen Wisch nicht hatte!“ klagt die REDAKTIONSLITERIN für den Bereich Information und Sport, Gagna Sidibé, während der Redaktionskonferenz.

Zum einen sind bestimmt die berühmten Uniformen dafür verantwortlich, die die Pförtner tragen. Und Uniformen verleihen ihren Trägern in Afrika noch viel magischere Kräfte, als sie das anderswo sowieso schon tun.

Zum anderen hat RTS seit der Amtszeit von Abdoulaye Wade – natürlich – auch einen neuen Intendanten. Und dem wollen die Pförtner zeigen, dass sie echte Kerle sind.

RTS ist ein stark bürokratischer Betrieb, gegen den alle öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten der Bundesrepublik wie alternativ geführte Studentencafés wirken. Eine Bürokratie, die sich selbst ausbremst und die noch ein Relikt aus alten Kolonialzeiten ist. Glanzvoll eingeführt von den Franzosen. Bürokratische Funktionäre hatten damals das „Sagen“ – und sie stehen heute noch hoch im Kurs.

RTS ist Staatsbetrieb, deswegen wird auch immer darauf geachtet, dass die journalistischen Berichte nicht zu regierungskritisch ausfallen. Sollte doch einmal ein Bericht übers Ziel hinausschießen, wird er nicht gesendet. Und liefert ein Redakteur öfters nicht sendefähige Berichte ab, wird er sich einen neuen Job suchen müssen.

Dem Sender wird auch von niemandem vorgeführt, wie sonst noch berichtet werden kann. RTS ist der einzige TV-Sender im Land und – hat Narrenfreiheit.

Die Belegschaft des Senders teilt sich in zwei Lager: Diejenigen, die gute Arbeit machen wollen, und um die Entwicklung des Senders bemüht sind, und jene, die sich jahrelang ans Funktionärsdasein gewöhnt haben, und denen alles egal ist. Letzteren Arbeitseinstellung fällt dann unter anderem durch verwackelte, unscharfe und grünstichige Bilder, oder durch abenteuerlich zusammengesetzte, wild springende Schnitte abends im Nachrichtenmagazin auf. „Die Technik, die Technik!“ wird dann oft geklagt. Aber auch mit einer 20 Jahre alten Betacam Kamera kann man Bilder unverwackelt aufnehmen...

Die engagierten Mitarbeiter finden sich zum Glück meist unter den Journalisten. Und das ist ja auch das wichtigste.

Die meisten von ihnen haben in Europa studiert und dort auch Fernseherfahrung gesammelt. Zum Glück sind sie anschließend in ihr Land zurückgekehrt. Viele ihrer Kollegen und andere Intellektuelle kehren nicht heim. Und somit bereichern sie nicht ihr Land mit ihrem Wissen und ihren Fähigkeiten. Dies ist in Afrika allgemein ein großes Problem.

Während der Redaktionskonferenz werden die Tagesreportagen festgelegt. Zum überwiegenden Teil werden dies Berichterstattungen über glorreiche Taten des Präsidenten, oder die in der Hauptstadt stattfindenden Seminare, Konferenzen und Zeremonien sein. Als Thema haben sie stets dasselbe: Entwicklungsprojekte.

Ob nun die afrikanische Wirtschaftskommission der UN eine Konferenz zur Förderung kleiner Betriebe abhält, ein Seminar internationaler Ozeanologen über die effizientere Nutzung der Fischvorkommen debattiert, oder die Gesundheitsministerin mal wieder mit einer Dankeszeremonie eine weitere Medikamentenspende entgegennimmt: Zwei Dinge fallen auf: Es wird viel geredet und die Reportagen wiederholen sich, Tag für Tag. Manchmal bekommt man den Eindruck, es würde sich nichts anderes in dem Land ereignen, und eigentlich müssten sich doch bei so vielfältiger Hilfe Fortschritte im Senegal zeigen. Leider ist das Gegenteil der Fall.

Anstatt wenigstens informativ über die Lage im Land zu berichten, ruft die nationale Berichterstattung beim Zuschauer eher Frust hervor. Wichtig wäre eine regionale Berichterstattung, doch fehlen hierfür die technischen Mittel.

Das Fernsehprogramm wird dominiert von zwei Arten von Sendungen: Zum einen von Serien, zum anderen von Sport, insbesondere Fußball. Vorrang haben Spiele der Champions League: Bis zu drei Spiele pro Woche, während der Saison. Senegalesen sind vernarrt in Fußball, kennen die deutsche Bundesliga besser als ich und jeden, den ich kenne. Für ein Topspiel werden dafür abends auch schon mal die Hauptnachrichten spontan um eine halbe Stunde verschoben.

Die Serien sind brasilianische und mexikanische Herzschmerz-Seifenoper, die einen während der Sendezeiten endlich mal ohne Stau durch Dakars Innenstadt kommen lassen.

Sozialkritische Reportagen, Dokumentationen oder Diskussionsrunden gibt es nur sehr vereinzelt, obwohl Interesse der Zuschauer mit Sicherheit vorhanden ist:

Eine täglich ausgestrahlte, fünfminütige Satireserie über das Leben eines „Gorgoolous“ (einer, der sich durchschlägt, Tag für Tag), ist zur Zeit der absolute „Renner“.

So wie für das Radio lässt nun die Friedrich-Ebert-Stiftung seit kurzem auch für das Fernsehprogramm von RTS eine Dokumentationsreihe über sozialkritische Themen, jeweils mit anschließender Diskussionsrunde, produzieren.

9. Dickes Ende

Am letzten Tag meines Senegalaufenthalts schaue ich noch einmal im Büro der Friedrich-Ebert-Stiftung vorbei, um mich zu verabschieden.

Mirko Hempel berichtet Unglaubliches: Gestern hat Präsident Wade den deutschen Bundespräsidenten Johannes Rau eingeladen, der eigentlich in zwei Wochen dem Senegal einen Staatsbesuch abstatten wollte. Er hat Wichtigeres zu tun, denn er wurde vom französischen Staatspräsidenten Chirac in die Académie

Française nach Paris eingeladen. Und das ist ganz klar wichtiger, geht es doch für ihn, aber auch nur für ihn, um eine mögliche Aufnahme in die Akademie.

Die Akademie macht frankophone Literaten unsterblich, die sich während ihres Lebens um die französische Sprache verdient gemacht haben. Leopold S. Senghor zum Beispiel ist Mitglied. Nur hat Senghor, als der bedeutendste Literat Westafrikas und Begründer der „Négritude“, mehr verfasst als Wade, der angeblich mal einen Liedtext verfasst hat: „Hommage au Sénégal“...

Ein absoluter Fauxpas des Präsidenten: Seit 40 Jahren wäre Rau das erste deutsche Staatsoberhaupt gewesen, das wieder senegalesischen Boden betreten hätte. Als letzter war – nicht sehr rühmlich – Bundespräsident Heinrich Lübke da, der die Senegalesen und die Welt mit seinen Begrüßungsworten „Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Neger!“ durchaus „verunsicherte“.

Nun hätte Rau, wie bei einem Staatsbesuch üblich, auch ein Geschenk an den Staat Senegal dabei gehabt: 20 Prozent mehr Entwicklungshilfegelder von der Bundesrepublik an den Senegal. Die Reaktion der Bundesrepublik nach der Absage waren Hempel schon bekannt: Statt Erhöhung, Kürzung der Gelder um 20 Prozent, eventuell auch Einschränkung der diplomatischen Beziehungen.

Der Senegal läßt das Staatsoberhaupt der drittgrößten Industrienation aus. Erklären lässt sich dies nur durch eine Selbstüberschätzung Wades, die an Größenwahnsinn grenzt. Zu absurd ist seine Hoffnung, in die Académie Française aufgenommen zu werden. Außerdem kann man schon im ganzen Land hören: Wade hält sich für den wichtigsten Politiker des schwarzen Kontinents, was seine großaufgefahrenen „Anti Terror Pakt“- und „Wir-stehen-hinter-Amerika“-Konferenzen unterstreichen. Daneben ist zu hören, dass Wade wohl am liebsten Franzose wäre und der Senegal am besten „Frankreich Nummer 2“ sein sollte. Eins ist bei all dem klar erkennbar: Der Senegal ist noch lange nicht vom französischen Kolonialismus befreit.

Der heutige Neokolonialismus nennt sich „la Francophonie“: Für die Senegalesen ist Frankreich das „Größte“. Wer in Frankreich studiert, der hat es geschafft. Fast alle Fußballstars spielen in französischen Clubs. Die elegante, gebildete und in den Schulen ausschließlich unterrichtete Sprache ist Französisch, Molière wird gelesen. Wirtschaftlich ist der Senegal von Frankreich absolut abhängig: Einfuhren aus Frankreich decken 32,6 Prozent des senegalesischen Marktes ab.

Aber gleichzeitig beharren die Senegalesen auf ihrer Kultur, hegen und pflegen sie, lieben ihre Sprachen, allen voran Wolof, das alle sprechen können. Und dann verachten sie allzu oft und nur zu recht die Sünden ihrer ehemaligen Kolonialmacht. Im Senegal herrscht eine regelrechte „Kultur-Schizophrenie“. Und das wird von Frankreich, der alten Weltmacht, allzu gerne unterstützt. Allerdings nicht immer:

Bei dem großen Staatsbegräbnis des senegalesischen Nationalheiligen L.S. Senghor vergangenen Dezember glänzten die französischen Staatsoberhäupter geschlossen durch Abwesenheit. Und das beleidigte die Senegalesen zutiefst.

Dafür hat man aber jetzt Wade in die Académie Française eingeladen. Unglücklicherweise genau an dem Wochenende, an dem Bundespräsident Rau angekündigt war. Eine Provokation der Franzosen? Wade musste sich auf jeden Fall für einen der beiden „Termine“, ja für eine der beiden Nationen entscheiden. Die Entscheidung war eindeutig.

Mit diesen „Machtspielchen“ will sich Frankreich als Hausherr in Westafrika und als Vaterland der Francophonie beweisen. Das Dumme ist nur, zum absoluten Nachteil für den Kleinsten im Bunde: Den Senegal.

„Der deutsche Botschafter ist vor Ärger im Dreieck gesprungen. Es war alles für den Besuch vorbereitet, Delegationen waren schon da. Aber im Dreieck springt hier der Botschafter ja öfters“ berichtet mir Mirko Hempel.

Im Senegal scheint tatsächlich – zumindest haben die meisten deutschen „Entwicklungszusammenarbeiter“, die ich getroffen habe, diesen Eindruck – eine Mentalität des selbstverständlichen Nehmens und des Geringschätzens des Bekommenen zu bestehen. „Jeder Neubau eines öffentlichen Gebäudes im Land wird mit internationalen Geldern errichtet. Wie viele solcher, nach wenigen Jahren schon heruntergekommenen Gebäude sieht man gleichzeitig? Die Hilfsgelder verpuffen, werden zum Teil an den Clan verteilt. Im Grunde ändert sich hier nichts. Auch die ganze, angeblich demokratische Regierung spielt uns nur was vor. Hinter die Fassaden geschaut, regieren in Wirklichkeit die Clans, die Kasten, die Vetternwirtschaft, die Religion, die Korruption.“

Und die Frage „Warum?“ ist komplex zu beantworten. Warum ändert sich, alles in allem, so wenig? Für mich ist es ein Potpourri aus vielem.

Einerseits belasten nach wie vor die Sünden aus vergangener Zeit das Land: Sklavenhandel, Kolonialismus. Dann die heutigen Einflüsse von außen: offene Märkte, Globalisierung. Und schließlich – neben den ungünstigen klimatischen Bedingungen – die Kultur: Zum Beispiel habe ich lange Zeit gebraucht, um zu begreifen, dass Korruption keinen bösen Willen braucht:

Der Senegal ist eine Gesellschaft, in der die Familie das Wichtigste ist, in der Kollektivismus erwartet und Individualismus verpönt ist. Teilen ist selbstverständlich. Und sitzt nun irgendein Familienmitglied, während es zu Hause nur Probleme gibt, an einer Geldquelle, wird von demjenigen ganz einfach erwartet, dass er Geld, egal wie, weiterverteilt. Korrupt zu handeln ist in solch einer Situation ehrenwerter, als seine Familie zu Hause zu enttäuschen. Die Ursachen der Korruption zu bekämpfen, hieße, die soziale Absicherung „Familie“ anzugehen.

Und wer weiß: Vielleicht hat die uns Deutschen oft allzu befremdlich erscheinende, gelassener afrikanische Arbeitseinstellung auch ganz einfach mit dem Klima zu tun. In einem Land, in dem 24 Monate im Jahr die Sonne scheint, und man zwei Drittel des Jahres damit beschäftigt ist, der verdammten kräftezehrenden Hitze zu entfliehen, geht alles nicht so schnell, wie es in unseren Breitengraden gehen mag.

Den Satz „Afrika verändert dich, aber du nicht Afrika“ hörte ich öfter während meines Aufenthalts im Senegal. Afrika verändert dich. Das merke ich jetzt schon daran, wenn ich am Vorabend eines wichtigen Tages mit einem „Bain magique“, einem Wunderbademittel, das mir in Mont Rolland ein „Medizinmann“ „verschrieben“ hat, dusche, um den nächsten Tag erfolgreich zu überstehen.

Aber ich denke auch, dass ich mit meiner Anwesenheit Afrika ein wenig verändert habe. Wenigstens ein ganz kleines bisschen. Ich habe Freundschaften geknüpft, mich mit Senegalesen ausgetauscht, von Deutschland erzählt und vom Senegal gelernt. Und der kulturverknüpfende Kontakt unter den Menschen ist es, der die Menschen sich näherkommen lässt. Und ist man erst einmal nah genug zusammen, lässt keiner mehr den anderen im Stich.